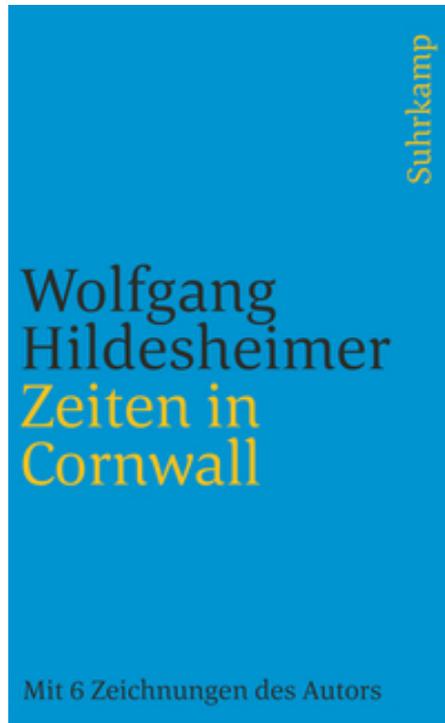


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hildesheimer, Wolfgang
Zeiten in Cornwall

Mit 6 Zeichnungen des Autors

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 1866
978-3-518-38366-7

suhrkamp taschenbuch 1866

Diese autobiographischen Aufzeichnungen nannte das *Darmstädter Echo* bei ihrem Erscheinen 1971 »ein kleines Meisterstück«. Und als Hildesheimers Roman *Tynset* 1965 erschien, schrieb Hans Schwab-Felisch: »Mit diesem Buch hat Wolfgang Hildesheimer eine Höhe erreicht, die in unserer heutigen Literatur nur von wenigen gehalten wird.« In der Folge von *Tynset* sind die neuen Aufzeichnungen *Zeiten in Cornwall* zu sehen. War *Tynset* der Fixpunkt einer erträumten Flucht, ist Cornwall geographisch konkret zu verstehen. Wolfgang Hildesheimer rief sich jene Zeit ins epische Gedächtnis, die er von 1932 an gezwungenermaßen in England und besonders in der geschichts- und kulturträchtigen Grafschaft Cornwall verbrachte. Aus frühen und neuen Skizzen und Aufzeichnungen entstand eine Prosaarbeit mit unverhüllt autobiographischem Charakter, eine Art biographischer Roman.

Wolfgang Hildesheimer
Zeiten in Cornwall

Mit 6 Zeichnungen des Autors

Suhrkamp

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1991

suhrkamp taschenbuch 1866

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1971

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38366-7

Zeiten in Cornwall

Ich bewege mich in einem Labyrinth vorwärts. Oder vielmehr: ich sitze still hinter dem Steuer meines Wagens, der sich in einem Labyrinth vorwärtsbewegt. Ohne Sicht nach den Seiten drehe ich einhändig die Windungen dieser hohlen engen asphaltenen Gassen nach, wachsam – es könnte hinter einer Kurve ein Hindernis lauern – dennoch entspannt, denn dieses seltsame Terrain ist nicht als Schrecknis angelegt, sondern als Straßennetz, es ist nicht geplant, es hat sich ergeben. Ich bin im westlichen Cornwall, genauer gesagt: im nördlichen Teil des westlichen Cornwall, Hügelland, eine gewellte Platte, erhöht zwischen drei Seiten Wasser. Ich schmecke das Salz der Meere in der Luft, ich spüre es feucht und klebrig auf der Haut. Das Licht über mir ist zu hell, milchig weiß und diffus, darüber ahne ich die Sonne, aber orientieren kann ich mich an ihr nicht, das Labyrinth will seinen eigenen Himmel. Wenigstens ist es nicht tödlich wie das des Minos, auch nicht tückisch wie die Ausgeburt einer Renaissance-Phantasie oder eine jener manieristischen Marotten, hinter denen ein Weltbild steht, – hinter diesem Irrgelände steht wahrhaftig kein Weltbild, eher der Wille von Zufällen in einer jahrhundertlangen Reihe. Völlig ohne Gefahren ist es nicht, denn es bewegen sich auch andere darin, und seine Gassen sind schmal, sie gewähren einem Fahrzeug die Durchfahrt, erlauben aber kaum die allzu plötzliche Begegnung zweier

Fahrzeuge. Jederzeit mag mir einer entgegenkommen, der mich nicht erwartet hat. Die Ausweichstellen sind weit verstreut, auch sie sind mehr Plätze des Zufalls als der Absicht; einer wird zurückstoßen müssen, in der Hoffnung, daß von hinten kein Dritter komme. Das bin ich gewohnt: hinter einem Paß zuhause, bin ich versiert sowohl in den höflichen Gesten stummer Einigung hinter Windschutzscheiben als auch in den daraus resultierenden Manövern. Es kommt mir keiner entgegen, es hat den Anschein, als dürfe ich mit dieser Region allein fertig werden, nur hin und wieder denke ich, vielleicht fährt einer hundert Meter vor mir, verdeckt durch die Windungen unseres gemeinsamen Wegs, die er hinter sich hat, die ich vor mir habe, einer, der ebenfalls denkt, er sei hier allein, dabei bin ich ihm gefährlich nah auf den Fersen. Vielleicht habe aber auch ich einen hinter mir, der nicht weiß, daß er einen vor sich hat, oder es kommt mir einer entgegen, der mich noch nicht erahnt, vielleicht ist er schon nah. Solche plötzlichen Begegnungen berühren weit mehr als das Blickfeld, sie regen einen Moment der Spekulation über das Wesen des anderen an, eine kurze Kenntnisaufnahme, die aber bald wieder ins Vergessen sinkt.

Von oben sähe das Labyrinth etwa folgendermaßen aus: eine Landenge, getragen von steilen Felsküsten, an ihren Längsseiten zeigen sie sich als Schnitt; ein Tablett, das sich vor Alter und Abnutzung geworfen hat, in unregelmäßigen Abständen durch den Einriß einer engen gewundenen Bucht unterbrochen oder von einem breiten Streifen Sandstrand ausge-

höhlt, angenagt und allmählich abgeschliffen, da arbeitet es noch immer. Zwischen den Küsten, auf dem Tablett, liegt Heide, dehnt sich hügliges Brachland oder magere Weide, durchzogen und unregelmäßig kreuz und quer zerteilt von dem Gassennetz, das ich soeben durchfahre. Die Gassen sind beiderseits gesäumt von bauschigem dickem Gebüsch. Alles in allem ein Stück ebenmäßiger Topographie, eine Luftaufnahme; keine wesentliche Erhöhung, kein Schwerpunkt, kein Naturwunder, nothing to write home about. Als Irrgartenanlage wäre es von oben kaum erkenntlich: zuviel Fleisch zwischen den Adern der Gänge. Zwei unabhängig voneinander Verlorene wären nicht innerhalb jener Rufweite, die ein Labyrinth noch entsetzlicher macht, sie wären nicht durch eine Mauer voneinander getrennt sondern durch Ländereien. Labyrinth ist es nur hier unten und nur für den Unkundigen, ihm zum Unheil wird hier eine paranoische Angst sanft, aber mit dem System einer eigenen und eigenartigen Logik, gefördert. Denn diese Gassen sind tief in das Land eingelassen, das säumende Gebüsch präsentiert sich dem Irrfahrer als eine dichte Häufung von Schichten: eine niedrige Trockenmauer zuunterst macht die Straße zu einem Graben, schon über den käme keiner hinaus. Darüber ist Erde gelegt, hat sich im Lauf der Zeiten festgestampft, darauf wächst zähes knorriges Gebüsch, umrankt von Schlinggewächs, alles gefördert von menschlicher Hand, – genauer: von besessenen Landschaftsgärtnern und Gehilfen und Gefolge; Jahr um Jahr werden die fettgewordenen Äste gebogen

oder geknickt, so daß die dünneren Zweige sich korbartig durch die dicken ranken und als Ranken dicker werden, bis sie selbst wieder von dünneren durchrankt werden, so entsteht poröse Wand, in deren Lufträumen Vogelnester sitzen, es zwitschert lieblich im Irrgarten. Und mit jeder Generation wird die Straße tiefer, denn die Mauer wird höher, undurchsichtig ist sie schon jetzt, schon lange; ich sehe nicht, wo ich fahre, ich sehe nichts als den Himmel über mir, unter mir den schmalen Asphaltläufer, wie er sich mir entgegenbreitet und hinter mir von der Ferne wieder aufgesogen oder von einer Kurve schräg abgeschnitten wird, und eben diese Wände, unten schon verholzt wie alte Olivenbäume, noch braun vom Winter oder grau vom Staub der Straßenränder, den andere Fahrzeuge gestern oder vor wenigen Minuten aufgewirbelt haben. Dazu die Vögel, die meinen Weg vor mir überqueren, als suchten sie noch schnell vor meinem Nahen ein Versteck oder das Weite. Und hin und wieder eine Erweiterung der Gasse, die zu einer Gabelung wird oder zu einer Kreuzung, an der ein Bündel Wegweiser eingepflanzt ist, ein Bündel Fähnchen, die in vier oder mehr Windrichtungen wehen. Da steht:

Mesmear: ein-dreiviertel Meilen
Plain Street: ein-einviertel Meilen
Roscarrock: zwei-einviertel Meilen
Poltrevorgey: zwei-dreiviertel Meilen
Portgaverne: zwei Meilen
Tregwarmond: vier-einhalb Meilen
Treswarrow: eine Meile

Auch dies sind labyrinthische Angaben, irreführend in ihrem schönen Wortlaut und in Zahl. Die Zahlen wecken Heimweh nach dem Dezimalsystem, die Namen möchten die Annahme nahelegen, daß sich hinter den Hecken dem Wanderer ein dicht besiedeltes Gebiet zur Einkehr anbiete, er brauche nur zu wählen. In Wirklichkeit gehört nur der kleinere Teil der Namen den Dörfern, der größere bezeichnet Gehöfte und Einöden, auch prähistorische Kultstätten, Cornwall ist mit derlei übersät, preist es jedoch nicht über Gebühr an, ein Wegweiser hat dem Interessenten zu genügen, und er genügt. Immerhin, ich halte den Wagen an, ich frage mich, wohin ich eigentlich will. Aber es antwortet nichts, es bleibt stumm, in mir und im Labyrinth. Dies ist ein Land weder der Verheißung noch der Erfüllung, wer hier mehr herausholen will als er hineinträgt, der wird enttäuscht: Bestätigung darf man erwarten, Überraschung kaum. Vage verspüre ich jetzt den Wunsch, mich seitlich, nördlich, dem Netz zu entwinden, mich hinaus- und hinunterzuschlängeln zum Meer, ich sehne mich nach einer Sicht. Ich biege nach Norden ab, dorthin, wo es heißt: Portgaverne: zwei Meilen. Port, das klingt immer gut, es klingt nach Sicherheit und einem Ausweg und nach einem Getränk, – und ich fahre, aber nach zwei Meilen kommt nichts das auf Portgaverne oder irgendeinen Port hindeutet, die Gasse bleibt hohl und leer, nur hin und wieder ein Vogel, jetzt sind es Elstern. Nach vier Kilometern nähere ich mich einer Lichtung. Die Hecke wird niedriger, über ihr erscheinen wie Hasenohren

zwei Zinnen eines normannischen Kirchturms, die Hecke versickert, die Zinnen verlängern sich abwärts zum Turmkörper, die Hecke hört auf, der Körper gebiert eine Kirche aus Granit, beiderseits aufrechtgehalten von zwei Häusern, dahinter Friedhof, vorn Garten, die Gasse wird Straße, wird breit und bietet eine offene Tankstelle, ein geschlossenes Gasthaus, einen Feuerwehrscheune, das Ganze rundet sich zum Dorf, und ich bin in St. Endellion, einem Ort, dem ich schon vor einer knappen Stunde nahe war, ich habe ihn in einer Spirale umfahren, bin von ihrem entferntesten Punkt darauf zugefahren, habe dabei meinen eigenen Weg überkreuzt, muß also dem Meer und dem Port, dem Ausweg schon näher gewesen sein als ich jetzt bin. Jetzt jedenfalls bin ich wenige Kilometer von dem Punkt entfernt, von dem ich vor eineinhalb Stunden abgefahren bin. Das Täuschungs-System des Labyrinths funktioniert noch nicht einmal perfekt, sonst wäre ich an dem Punkt selbst.

Mit St. Endellion kann ich nichts Rechtes anfangen, die Erinnerung meldet sich nicht, hier war ich nie. Ein Wunsch nach Erfahrung wird um diese Stunde zwischen zwei Tageszeiten nicht wach. Das Kircheninnere sei wohlproportioniert, so heißt es im Führer, doch diese Anpreisung ist mir zu gering, wollte man derlei Hinweise prüfen, so wäre man stets auf Suche nach einer erfrischend schlechten Proportion. Ein Sherry im Gasthaus? Zu früh, d. h. vom Gasthaus aus gesehen, nicht von mir. Der Nutzen des Ortes besteht darin, daß er auch auf größeren Land-

karten verzeichnet ist, da sehe ich ihn im Verhältnis zu ganz Cornwall, ein Anhalts- aber kein Aufenthaltspunkt; ich bin am Rande des Labyrinths, eine Vorsicht hat mich hier angetrieben und flüstert mir den Rat zu, die Kreuzung vor mir unbeachtet zu lassen, mich unbeirrt in nördlicher Richtung zu halten, aber wo ist jetzt Norden? Ich folge einer Eingebung, sie führt geradeaus weiter. Noch bleibt es labyrinthisch, die Häuser verschwinden, das Dorf ist verwirkt, die Hecken richten sich wieder auf, die Gasse versinkt, alles wie zuvor, als habe ich nichts anderes gewollt, wieder rührt sich nichts als vor mir Vögel und über mir jetzt Wind, und noch einmal Kreuzung, diesmal ohne Wegweiser, wie ein verschwiegener Irrtum, ich überquere eine Straße, die ich schon mindestens einmal gefahren sein muß, in ahnungsloser Einzirkelung des Ortes mit dem wohlproportionierten Kircheninneren, hier hätte ich vorhin abbiegen sollen, aber wohin, und woher kam ich? Die Kreuzung ist stumm wie der gesamte Vormittag, kein Laut außer Zwitschern und Motor. Ich fahre in Verfolgung meines Auswegs, an den ich glaube, aber immer nagt der Gedanke an mir, daß ich spätestens morgen wieder in den Irrgarten muß, denn Port oder nicht, ich kann mich weder an der Küste abstoßen, noch kann ich mich an ihr entlangtasten. Die Strände sind zwar breit, aber die Landspitzen setzen ihnen Zäsuren tief ins Meer. Unerwartet erscheint ein Wegweiser:

Portquin: ein-dreiviertel Meilen
und ich bin gerettet, für den Rest des Tages und die

kommende Nacht entronnen und in Freiheit, ich habe das Meer vor mir,
jetzt lasse ich mir Zeit, ich lasse mich wieder langsam treiben. An einer dünnen Stelle der Hecke, wo ihr Gewebe fadenscheinig wird, halte ich an, möchte in Ruhe überblicken, was ich hinter mir lasse, erklettere die unterste Schicht der Verschanzung, höre ein jähes Flattern im Gebüsch, Flügel entwinden sich dem Geflecht, ich habe eine Welle des Schreckens in Bewegung gesetzt, einen Mikrokosmos aus den Fugen gehoben; soeben noch voller Leben, ist er jetzt entvölkert, aber das läßt mich kalt, es gibt kaum rücksichtslosere Lebewesen als Vögel, daher auch von meiner Seite keine Sentimentalität, – ich blicke durch ein leeres Nest, eine Stichprobe: Heide, durchzogen von Doppelreihen, unter denen ich die Straßen weiß, auf denen ich schon gefahren bin, und auf denen ich noch fahren werde, Brachland, und hier und dort ein vereinzelter Baum, Gattung unkenntlich, ein blattloses Skelett, versteinert, windgeneigt, die Krone vom ewigen Seewind aufwärts gebürstet, zu einer Windstromlinie gefräst und geschliffen, alles an ihm reckt sich landeinwärts, in Flucht vor dem Meerhimmel, dem Landhimmel zustrebend, vergeblich. So steht er da, der Baum Cornwalls, immer nur einer, nicht einmal in Gesellschaft des eigenen Schattens. Der Wind bewegt seine wenigen beweglichen Teile, –
jetzt muß König Lear auftreten, Lear auf einem seiner wahnwitzigen Irrgänge, begleitet von dem einzigen Besitz, der dem tollen und törichten alten

Mann geblieben ist: dem Narren, der seine alberne Weisheit meist singend in die leere Gegend streut, und der Wind zerfetzt das Gesinge. Dies hier ist Lears Hintergrund, dieser Baum auf der Heide im Land seines bösen Schwiegersohns Cornwall ist sein letztes Requisit, aber er gewährt ihm keinen Schutz, mit Recht. Lear, den uns das Theater fälschlicherweise nur nachts zeigt, an einem Tag von grausamer Helle wie diesem, mit letzter Kraft – alle seine Kräfte sind die letzten – an den Baum gelehnt, und geduckt in seinem Windschatten dieser spindeldürre Narr, der es nicht mehr lange schaffen wird, dessen Treue zu seinem Herrn mir immer ebenso unbegreiflich gewesen ist wie sie ihm selbst ist, und der plötzlich unvermittelt verschwindet, als habe sein Autor nichts mehr mit ihm anzufangen gewußt; seine letzten Worte sind: ›And I'll go to bed at noon.‹ Schöne Worte –

der Schauspieler Stephen Haggard, den ich im Old Vic als Narren gesehen habe, wurde im Krieg Offizier, hatte aber bald genug von diesem Krieg, schrieb ein kurzes Buch betitelt ›I'll go to Bed at Noon‹ und erschloß sich in der Eisenbahn zwischen Kairo und Jerusalem.

Lears weißer Bart liegt waagrecht im Wind, die Spitze ist eine flatternde Fahne. Zwar wird auf der Bühne sein Bart immer kleiner, auch den Ältesten rasiert man die Bärte, als äußere Manifestation einer inneren Entrümpelung, die aber im Falle Lear mü-

ßig bliebe, für diesen Falsch-Spekulanten findet sich keine zeitgemäße Parallele, er ist unauswertbar und unrettbar. Zudem ist der weiße Bart im Text verankert, wie sein hohes Alter, obgleich er drei soeben erst heiratsfähige Töchter hat, eine Kindermärchenkonstellation. Seine Frau muß er früh ins Grab gebracht haben, was niemanden erstaunt, der die Wandlungen seiner Wut im ersten Akt auf sich wirken läßt. Immerhin geht er an der Einsicht seiner eigenen Fehler zugrunde, aber nicht wirklich: in Wirklichkeit geht er, wie aller balladeske Widersinn, vor allem wenn er Tränen zieht, niemals zugrunde, auch der Götz lebt noch, niemand will die Nachkommenschaft sein, die ihn verkennt. König Lear ist ein Archetypus; verstoßen zieht er umher bis in alle Ewigkeit, mit seinem weißen Bart, der gar nicht lang genug sein kann, er sieht aus wie eine Kreuzung von Rübezahl und Methusalem, seine nackten Arme sind beschwörend gegen den Himmel gestemmt, der Mund ist zahnlos und schmäht und flucht. So und nicht anders steht er da, unter diesem Baum in Cornwall, vertrieben aus den wirtlichen Ländern der beiden schlechten Töchter, die manche ihrer Abarten von ihrem Vater geerbt haben. Goneril und Regan, das wären schöne Töchternamen, aber sie sind belastet wie der Name Kain.

Es gibt hier, als Ausnahme von der Regel, noch einen anderen Baum, seltener freilich, und noch stärker stilisiert. Auch er gehört nicht mehr ins Gebiet der Pflanzenkunde, er ist jeglicher Bestimmbarkeit

entwachsen. Einer, der versucht hat, aufrecht zu stehen, eine trotzige Senkrechte in einer waagerechten Welt. Er hat es auch bis zu einer gewissen Höhe gebracht, bis der Blitz in ihn fuhr, ihn von der Krone herab zersplittert und nichts übriggelassen hat als nackten Stamm und stumpfe Äste. Nun steht er da, ein plumper Kleiderständer, ausgesetzt in einer kleiderlosen Öde. Er wartet auf Zweie wie Wladimir und Estragon. Sie werden ihn betrachten, werden seine Äste auf ihre Festigkeit prüfen, denn hier ist der Ort für sie, um sich aufzuhängen, denn Godot kommt nicht.

Hinab zum Meer. Endlich senken sich die Hecken und bleiben hinter mir. Ich bin aus dem Labyrinth fürs erste entlassen. Eine leichte Schräge setzt an und hebt mich über eine Schwelle wie über einen schließlich abgerungenen Entschluß, der sich gelohnt haben wird, und ich beginne bergab zu segeln, ein Flugzeug, das zum Landen ansetzt. Die leichte Schräge wird schräger, ich werde zum Vogel, der bald tauchen wird, immer schräger, jetzt schon Gefälle, abenteuerlich, immer schräger, ein Rodel-Abhang, ich ziehe einen Querschnitt durch die Schichten der Erdoberfläche, an den Seiten überlagern einander die Sedimente, unten werde ich dann bei Urzeitlichem anlangen, fahrend erlebe ich ein illustriertes Schulbeispiel der Geologie, ich bin in Cornwall, in England, ›this precious stone set in a silver sea‹; wie eine Mikrobe gleite ich an der geschliffenen Kante dieses Edelsteins hinab, dem Silbermeer zu, das ich erwar-

te, noch sehe ich es nicht. Ich weiß, daß es nicht silbern sein wird, sondern hellgrün. Weiter hinab, beinah im Sturz, die beiden Felshänge zu meinen Seiten werden steil, wachsen an zur Riesenpforte, bremsend schlängle ich mich durch ihre Enge, und mein Weg wird wieder breiter, jetzt kündigt die Bucht sich an, die Wände treten zurück, die Schlucht gibt mich frei, ich bin zwischen Grün in einem Raum von Frühling, unerwartet; kein Wind, es ist mild; oben liegt Cornwall, ich bin unten, außerhalb und unterhalb der Befestigung, die das Labyrinth trägt. Vor mir ein paar tote graue Häuser aus Granit, dahinter ist das Wasser: es ist ruhig, noch kein offenes Meer, die Bucht windet sich weit hinaus. Es ist Ebbe an ihrem tiefsten Punkt, das Wasser spült die liegenden Felsbrocken und überzieht ihre Flachseiten mit Glanz, der nach jeder Welle langsam wieder verschwindet, es schleckt an den Trümmern von Kaimauern und an verstreuten Resten von ehemaligem Gerät, die es bei Flut zum Verfaulen treibt, manches liegt schon, schwarz und unkenntlich geworden, im Wasser und löst sich langsam auf.

Portquin: kein Dorf mehr, sondern ein romantisches Relikt, ein rechteckiger Platz, gesäumt von vier oder fünf verlassenen Häusern, und davor, amphitheatralisch, die Andeutung eines Hafens; alles Bauwerk von Kraut und Unkraut umzüngelt, da wächst es durch Ritzen in die Häuser, Malve, Fenchel, Baldrian, als solche noch nicht kenntlich, denn es ist März, aber ich weiß es, ich kenne den Ort. Vor fünfundzwanzig Jahren war ich hier, damals war

Sommer, und alles von Ranken grüner Kräuter überzogen, es wäre die Wonne eines Gesundheitsteetrinkers gewesen, er hätte seine Essenz nur von den Mauern zu zupfen brauchen. Schon damals herrschte eine trostlose Idylle, denn hier hat die Wirklichkeit eine Ballade inszeniert: um 1890 kamen alle männlichen Bewohner in einer einzigen stürmischen Nacht in einem einzigen Boot beim Fischfang ums Leben. Seltsamerweise hat niemand das besungen, nur Einer hat es gemalt: Holman Hunt. Das Bild heißt ›Hoffnungslose Morgendämmerung‹, der Titel verrät die Qualitätsklasse, es zeigt Frauen, die aufs Meer blicken, vermutlich hoffnungslos, man sieht sie nur von hinten. Die Frauen haben das Dorf verlassen, seitdem ist es ausgestorben, außer im Sommer, wenn ein paar Gäste versuchen, einen späten Schauer der Ballade zu erhaschen. Jetzt sehe ich hinter einer Fensterfront wieder Glasscheiben in frischgestrichenen weißen Rahmen, und vor dem Haus steht ein gefüllter Milchkrug. Ein Anblick, der zum Mitvollzug selbstgewählter Einsamkeit auffordert, eine allzu pathetische Gebärde der Abwehr. Wahrscheinlich ein Kunstgewerblerehepaar – der Krug deutet auf Keramiker –, das hier in höherer Absicht den Zug der Zeit verpaßt und die Zeit dafür bestrafen möchte. Wer bringt ihnen die Milch?

Außer diesen Milchtrinkern hinter der Mauer ist hier niemand, alles Leben ist außen an den Felsen zerschellt oder landeinwärts abgezogen. Ich stehe in einem toten Raum, ich höre nichts als das Wasser der zurückkehrenden Flut, wie es, in jähem schaumtrei-

benden Stößen landwärts drängend und in träger Gegenbewegung wieder abziehend, den seichten Spiegel mit neuen Schichten überzieht. Die Felsen beiderseits der Bucht werfen einander das Echo zu, so wird das Rauschen dreidimensional, ein Klangeffekt. Lautlos dagegen, obgleich sie als lärmend gelten, vier Austernfischer, die an der steigenden Wassergrenze umhergehen, vier prächtige Vögel, zwar ohne Eleganz, eher massig, aber eben die gesamte Masse ein Wasservogel, ein großes Tier, das fliegt und schwimmt, ein Stück anachronistische Materie. Austernfischer sind vielleicht weder selten noch seltsam, aber bald werden sie beides sein, und für einen Bewohner des Gebirges wie mich sind sie es schon jetzt: weißes Flügelband, schwarzer Kopf, riesiger Schnabel, leuchtend orangerot, Geschöpfe der Phantasie. Da stehen sie wie auf Stelzen, suchen zwischen den Steinen Nahrung, kommen einander ins Gehege, versuchen in blitzschnellem Schnabelgefecht, einander einen Bissen wegzuschnappen, – und zwischen ihren steifen Beinen läuft, wie durch große Tore, ein winziger Strandläufer hin und her, unbehelligt von der Gesellschaft der Großen, denen er kaum bis ans Kniegelenk reicht. Mit einem kurzen Hieb schnappt er ihnen hin und wieder einen Brocken weg. Ihn sehen die Austernfischer nicht, so wie er sie nicht sieht. Er glaubt sich allein, er läuft sein Muster in den Sand, pickt seine Beute, er scheint eine Tarnkappe zu haben, es ist, als sei er nicht Materie sondern ein kleines Vogelgespenst, das unter großen Lebenden wandelt, um einem Zuschauer die